

Otto Friedrich Bollnow,
Die Pädagogik der deutschen Romantik*

I. TEIL

Die Grundlagen der romantischen Pädagogik

1. ERNST MORITZ ARNDT

A. Das Bild vom Menschen 25

1. Der kulturkritische Ansatz 25
2. Der Instinkt 27
3. Die; Nacht des Lebens 29
4. Die Lebensalter 32
 - a) Das Kindesalter 33
 - b) Das Knabenalter 34
 - c) Das Jünglingsalter 35
 - d) Das Mannesalter 36
 - e) Das Greisenalter 37
5. Die Polarität der Geschlechter 38

B. Der Begriff der Bildung 40

1. Die Deutung des Worts „Bildung“ 40
2. Der Mensch als Bild der Welt 43
3. Der Mensch als Mikrokosmos 44
4. Die negative Erziehung 48
5. Folgerungen 50

* Die originale Seitenformatierung ist belassen.

Ernst Moritz *Arndt* (1769-1860), der in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ lebendig von seiner rügen-schen Heimat zu erzählen versteht¹, lebt im Bewußtsein der Nachwelt fast nur als der vaterländische Dichter, der in den Jahren nach 1806 zum Kampf gegen die napoleonische Herrschaft aufrief („Geist der Zeit“, 1806-1812) und nach erfolgter Erhebung die Freiheitskriege mit seinen Dichtungen begleitete, der dann danach in den Jahren der Restauration zum Hort des demokratischen Denkens wurde, deswegen seine Professur in Bonn verlor und endlich 1848 als einer der gewählten Volksvertreter in das Parlament in der Paulskirche einzog. Viel weniger ist es bekannt, daß er in den früheren Jahren, ehe er in das Licht der politischen Öffentlichkeit trat, durch ein bedeutsames Werk seinen Platz in der Geschichte der Pädagogik errungen hat. Das sind die „*Fragmente über Menschenbildung*“, die aus Vorlesungen an seiner heimatlichen Universität Greifswald hervorgegangen waren und in zwei Bänden 1805 erschienen, sowie die „*Briefe an Psychidion* oder über die weibliche Erziehung“, die, 1810/11 geschrieben, nach längerem Abstand 1819 den „Fragmenten“ als dritter Band angefügt wurden. Dieses Werk kann als der vollendete Ausdruck der romantischen Gedankenwelt auf dem Gebiet der Pädagogik

¹ Das in der deutschen Geistesgeschichte sonst wenig hervortretende westliche Vorpommern tritt in der Zeit der Romantik mit Ernst Moritz Arndt (geb. 1769 in Schorf auf Rügen), Caspar David Friedrich (geb. 1774 in Greifswald) und Philipp Otto Runge (geb. 1777 in Wolgast) nachdrücklich in den Vordergrund, so wie auch die benachbarten Landschaften in derselben Zeit in einmalig starkem Maß am deutschen Geistesleben, besonders in den bildenden Künsten beteiligt sind.

gelten. Es ist in seiner Bedeutung noch heute nicht annähernd ausgeschöpft. Auch auf Fröbel haben die „Fragmente“ einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Nachdem Arndts „Germanien und Europa“ schon vorher für sein geschichtsphilosophisches Denken bestimmend gewesen war (I 69), wurden die „Fragmente“ für ihn gradezu „eine Bibel über Erziehung“: „Was ich Gutes und Vortreffliches von Erziehung empfunden, über sie gedacht und von ihr erkannt“, so schreibt Fröbel später im Rückblick auf seine Jugendentwicklung, „hatte ich mir aus diesem Buche gelesen“ (FK 46/47).

A. Das Bild vom Menschen

Für unsre Darstellung schlagen wir den Weg ein, der sich in der Geschichte der Pädagogik immer wieder als der allein an gemessene erweist: Wir gehen aus von dem Bild vom Menschen, das dem betreffenden Denker als Ziel der Erziehung vorschwebte, von seiner *Anthropologie*, wie man sich heute zu sagen gewöhnt hat, um von hier aus seine einzelnen pädagogischen Ideen in ihrer inneren Notwendigkeit zu begreifen. Die Anthropologie ist der Schlüssel jedes pädagogischen Systems; denn wir begreifen die Geschichte der Pädagogik nicht als die stetig sich vervollkommnende Entwicklung einzelner Gedanken, sondern von der ständigen Wandlung und Erneuerung des Menschenbilds her, aus dem sich in jeder Epoche und bei jedem einzelnen Denker das Ganze der pädagogischen Vorstellungen, der Erziehungsziele so wohl auch der Auswahl der zu ihnen hinführenden Mittel, jedesmal neu entfaltet.

1. Der kulturkritische Ansatz

Arndts Bild vom Menschen steht ganz im Zusammenhang der allgemeinen romantischen Anschauungen, obgleich er innerhalb dieses Rahmens mit seiner kraftvoll männlichen Natur dann wieder eine durchaus eigne Stellung innehat. Der Ausgangspunkt ist bei ihm die Auflehnung gegen den Druck der äußeren gesellschaftlichen Konvention, gegen die „Dürftigkeit der Formen“ (61)², unter denen das Leben erstarrt ist, und insbesondere gegen

² Wegen der schweren Beschaffbarkeit der Originalausgabe zitiere ich die „Fragmente über Menschenbildung“ nach dem Neudruck in Manns Bibliothek pädagogischer Klassiker, Langensalza 1904, obgleich dieser, und besonders in den grundsätzlich, wichtigen Eingangspartien, stark gekürzt ist und zudem einige irreführende Anmerkungen das Textverständnis stören. Nur dort gestrichene Stellen sind nach der Originalausgabe mit Fr sowie Band- und Seitenzahl zitiert.

die Abstraktionen des Verstandes und den zum freischwebenden Gerede entarteten Gebrauch der Sprache, die „*Wüste der Worte*“ (61), aus denen jede echte Lebenserfahrung entwichen ist. Das Dasein des gegenwärtigen Menschen ist für Arndt zum leeren „*Maschinenleben*“ (65) herabgesunken. Er formuliert diese seine entscheidende Lebenserfahrung als den Gegensatz zwischen dem „*Scheinleben des Gedankens*“ und dem „*Weltleben des Seins*“ (4). Immer wieder kommt er auf diesen einen Grundgegensatz von „Leben“ und „Denken“ zurück. Er geht von der Erfahrung aus, „daß im unmittelbaren Sein unendlich mehr Leben sei, als im Gedanken“ (32). Er verlangt nach einer neuen Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit des Lebens, und sieht die Verderbnis seiner Zeit darin, daß ihr diese unmittelbare Echtheit des Lebens durch äußere Convention und leeres Wortwesen verlorengegangen ist. „Es ist das Zeichen der Zeit, zu leuchten und nicht zu wärmen, zu scheinen und nicht zu sein, zu schwätzen und nicht zu tun“ (74).

Wir erkennen in diesem Ansatz den großen Impuls des Sturm und Drang, des jungen Herder, Goethe, Jacobi, den Durchbruch der ganzen irrationalen Tiefe des Lebens gegen die Veräußerlichung des bloßen Verstandeswesens³; dieser Ansatz wird hier in seiner ganzen ursprünglichen Wucht und leidenschaftlicher als sonst in der Romantik aufgenommen.

Mit diesen Gedanken verbindet sich dann das eigentlich Romantische in seinem Ansatz. Gegenüber der Aufklärung, die geglaubt hatte, durch kluge Berechnung Leben und Welt beherrschen zu können, verachtet Arndt alles, was der Mensch von sich aus „machen“ kann, alle „Kunst“, mit der der Mensch willkürlich in das Leben der Natur eingreift. Daraus ergibt sich in seinen Augen nur ein „Maschinenleben“ und ein „Maschinenglauben“ (65), über es unterdrückt das wirkliche echte und ursprüngliche Leben. In diesem Sinn betont er mit allem Nachdruck: „Man hat lange gemeint und meint es noch zu sehr, der Mensch sei nicht herrlich und göttlich durch das, was er sei, sondern allein durch das, was er aus sich *gemacht* habe. So war man im Wahn, alles aus sich *machen* zu müssen, im Wahn, nichts dürfe so bleiben, als man es

³ Vgl. meine Darstellung: Die Lebensphilosophie F. H. Jacobis, 1932.

in der Wiege und an der Wiege gefunden“ (14). Er wendet sich mit Leidenschaft gegen die „Affen, die künstelnd die Natur entweiht“ (Fr 18). Aus der Ablehnung alles künstlich Gemachten ergibt sich dann seine eigne Zielsetzung, nämlich die Rückkehr zum ursprünglichen Sein der Natur.

So sagte es freilich vor ihm schon Rousseau, so der Sturm und Drang und die ganze andre Romantik um ihn. Es ist die durchgehende Kulturkritik gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, gegen den Rationalismus wie gegen die Überfeinerung des Rokoko. Und trotzdem behält Arndt in diesem Ganzen eine eigne und unersetzliche Stellung. Jene sprachen vom Gefühl und gerieten darüber immer wieder in die Gefahr einer schwächlichen Empfindsamkeit. Und grade darum schätzt man die schöne *Männlichkeit* Arndts, der sich von einem solchen „Wassertränenleben“ (26), einer solchen „weinerlichen Empfindsamkeit“ (26, vgl. 53), diesen „tiefenden Ölkrügen im Mondschein der Empfinderei“ (26) entschieden abwendet, um das unmittelbare Leben in seiner kräftigen Ursprünglichkeit zu verteidigen, auch dort, wo es zunächst eckig und hart und rücksichtslos erscheint. „Wenn das Gefühl alles nimmt, so bleibt nichts für die Tat“ (53). Er spricht gradezu von einer „Hurerei des Gemütes ... ärger, als alle Hurerei des Leibes. Jene Unglücklichen, welche ganz versinken in ihre leeren Träumereien, mit ihren schönen und himmlischen Empfindungen, wie sie sie nennen, spielen, werden Schwächlinge und Narren zugleich“ (138).

2. Der Instinkt

Im Sinne eines solchen Rückgangs auf die irrationalen Tiefen des Lebens liegt für Arndt das ursprüngliche Wesen des Menschen nicht im Verstand, sondern im Instinkt, der ihn richtig und sicher leitet, auch wo er sich des Weges, den er geht, noch gar nicht bewußt sein kann. Der Instinkt bildet für ihn so das eigentliche Zentrum des Menschen, und in diesem Sinn kann er feststellen: „Dieser Instinkt ist das vollkommenste Sein in uns, das geheime Wirken, woraus alles aufsprudelt und wozu alles niedersinkt“ (97). Arndt sagt gradezu: „Je mehr Instinkt der Mensch hat, desto trefflicher ist er organisiert“ (Fr I 70).

Im Instinkt offenbart sich, für Arndt die Einheit alles Lebens. Er ist schon im pflanzlichen und tierischen Leben wirksam, im kleinen Kind, aber weiterhin auch im erwachsenen Menschen,

obgleich sich dieser dann in seiner Freiheit einen gewissen Spielraum willkürlicher Bewegung geschaffen hat und so die Möglichkeit hat, in seiner „Künstlichkeit“ vom Instinkt abzufallen. So offenbart sich beispielsweise im Mutterinstinkt die tiefe Einheit menschlichen und tierischen Lebens. „Wir sehen an allen Lebendigen diesen Instinkt, wollen ihn aber darum für nichts Gemeinsames halten, wie man es wohl bisher mit dem gemacht hat, was am einfältigsten und natürlichsten auftritt“ (14).

Darum soll sich der Mensch auch der Leitung des Instinkts willig überlassen. Er ist „ein Gesetz stiller Notwendigkeit, dem er, um glücklich und gut zu werden, seinen Willen gehorsam unterwerfen sollte“ (Fr III 94). Auch steht der Instinkt gar nicht so unvermittelt neben der Vernunft, wenn wir diese als das tiefere Prinzip vom bloßen Verstand unterscheiden, er ist vielmehr als „eine Dämmerung von Vernunft“ (Fr III 92) auf diese bezogen.

Und dieser Instinkt ist dann im Menschen „die Wurzel aller seiner *Triebe*“ (91). Wie er den Instinkt bejaht, so muß Arndt dann entsprechend die ganze natürliche Triebhaftigkeit des Menschen bejahen. Er wendet sich scharf gegen die überkommene, vom Christentum getragene Anschauung, daß der Trieb von Hause aus *böse* sei und daß das Kind erst durch die Unterdrückung seiner natürlichen Triebhaftigkeit, erst durch die „Brechung seines Eigenwillens“ zum sittlichen Leben geführt werden könne. So stellt er hier den Vertretern der traditionellen Pädagogik sein eignes Bekenntnis gegenüber: „Ihr wisset ferner vieles von bösen Trieben, welche der Zügelung und Beschneidung bedürfen. Ich leugne euch das ins Angesicht und sage, kein Trieb ist böse“ (95). Der Trieb ist vielmehr, wie alle Natur, „weder gut noch böse, also gleichgültig“ (96), und er wiederholt noch einmal: „Uns ist kein Trieb böse, sondern er ist gleichgültig als ein Ding, das nicht dafür kann, daß es so und nicht anders da ist“ (97).

Er wendet sich überhaupt gegen jede dualistische Auffassung des menschlichen Daseins, gegen die Annahme einer ursprünglichen *Sündhaftigkeit* im Menschen. Diese ganze Seite, die für die überkommene christliche Auffassung vom Menschen und die in ihr gegründeten Erziehungslehren im Vordergrund gestanden hatten, „die Erfindung eines bösen Unwesens, das einen zwiertächtigen Samen in den Menschen ausgestreut habe, welcher immer Sprossen treibe und zu beschneiden sei – ewige Empörungen und Aufwallungen, kurz die Erfindung Satans und der Erb-

sünde“ (96), das alles ist für ihn erst die Folge davon, daß man das gesunde Verhältnis zum Instinkt verloren habe. Für ihn gehört die Sünde keineswegs zum ursprünglichen Wesen des Menschen, im Gegenteil: „Durch Verbot, Reiz und Angst vor dem Verbote kam die Sünde in die Welt“ (96). Alle Verkehrung entsteht erst durch den Zwiespalt zwischen der ursprünglichen Natur und der Künstlichkeit der menschlichen Satzung. Ganz ähnlich betont Arndt auch an einer andern Stelle: „Alle Sünde wird nämlich gezeugt durch den Gedanken, der über etwas brütet, und durch die Gewohnheit der Unart, die etwas übt“ (50).

Damit hängt die Sünde für Arndt eng mit der Entstehung des reflektierenden *Denkens* zusammen. Er weist die Auffassung, „es könne überall Sünde sein, wo noch kein Gedanke ist“ (51), scharf zurück. Doch das führt zugleich zu einem weiteren Zusammenhang hinüber, den wir uns jetzt gesondert vergegenwärtigen müssen.

3. Die Nacht des Lebens

Wenn so im Menschen an die Stelle der Vernunft das stille Walten des Instinkts tritt, dann bedeutet das zugleich, daß das entscheidende Zentrum des Menschen aus der Helle des Bewußtsein: in das Dunkel des *Unbewußten* zurücktritt. Und in diesem Unbewußten liegt für Arndt in der Tat der eigentliche Sitz des Lebens⁴. Mit dieser Entdeckung des unbewußten Seelenlebens haben wir zugleich allgemein eine der bedeutsamen Leistungen der Romantik für die Psychologie und Pädagogik. Arndt kennt freilich den Begriff des Unbewußten, wenigstens als festen Terminus, noch nicht, konnte ihn auch noch nicht gut kennen, denn er gelangte erst zu einem späteren Stadium der romantischen Entwicklung, erst durch die „Psyche“ des Carus (1846) zur allgemeinen Anerkennung. Arndt spricht statt dessen von der „*Nacht*“ unsres Lebens und betont: „Durch Nacht und Tag wandelt unser Leben, und aus Nacht und Tag ist unser Gemüt gemischt“ (71).

Die Polarität von Nacht und Tag, das ist der große romantische Grundgedanke, wie er schon von *Novalis* in den „Hymnen an die Nacht“ (1800) ausgesprochen worden war, wie er sodann,

⁴ Vgl. A. Ritter, Die Frage der Bewußtheit in der Erziehung des Einzelnen und des Volkes bei E. M. Arndt, 1939.

einige Jahre nach Arndt, von *Schubert* in seinen bedeutsamen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808) wissenschaftlich ausgewertet wurde und wie er zugleich allgemein der ganzen übrigen romantischen Auffassung vom Menschen zugrunde liegt. Es ist die *Polarität* der beiden Seiten, die hier als Nacht und Tag bezeichnet werden, aber diese beiden sind nur Symbole für die beiden umfassenden Seiten des menschlichen Seelenlebens: das volle Licht des Bewußtseins, des Geistes, der Vernunft und des Willens, und dem gegenüber dann die andre Seite des Dunkels eines Untergrunds, in dem Instinkt, Trieb, Gefühl herrschen. Es ist allgemein die Polarität des Bewußten und des Unbewußten im Leben.

Aber wichtig ist jetzt: diese Polarität ist nicht das Verhältnis zwischen zwei gleichursprünglichen Seiten, sondern die Nacht gewinnt einen *Vorrang*, so wie sie hier ja auch, entgegen dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, an die erste Stelle gerückt ist. Die Nacht ist der Urgrund, und der Tag nur, was aus ihm entspringt, was also in seinem Sein an diesen Urgrund gebunden ist. Das Unbewußte bringt erst das Bewußte hervor, und das Bewußte ist erst vom Unbewußten her verständlich, so wie es *Carus* in dem berühmten ersten Satz seiner „Psyche“ ausgesprochen und zum Leitfaden einer durchgeführten Psychologie gemacht hatte: „Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins.“

So auch bei Arndt, und dieser Vorrang der Nacht wird in der Fortführung des eben angeführten Satzes sogleich ausdrücklich begründet: „Aus Nacht und Tag ist unser Gemüt gemischt; doch so, daß grade die heiligsten Dinge in Nacht wohnen und uns nur in Offenbarung durch kurze und plötzliche Lichter zuweilen kommen, welche Blitzeserleuchtungen gleich Staunen und Anbetung bringen und dem Anbetenden schnell verschwinden“ (71). Grade die heiligsten Dinge wohnen also in der Nacht des Gemüts, und so fährt Arndt dann fort, indem er diesen Gedanken zugleich auf den einzelnen Menschen anwendet: „Jeder Sterbliche hat eine heilige Nacht, welche als sein Allerheiligstes er zittern muß künstlich zu erhellen“ (71). Das heißt also: es gibt in jedem Menschen Untergründe des seelischen Lebens, die ihn leiten und die ihn tragen, aber die ihn nur insofern tragen, als sie wirklich unbewußt, im Dunkeln bleiben. Arndt wendet sich also scharf gegen alle Versuche, daß der Mensch in die Untergründe seines seelischen Lebens eindringen will, gegen die Neu-

gier des Wühlens in seelischen Tiefen, wie es auch in unsern Zeiten ja aus den verschiedenen Versuchen der Psychoanalyse im engeren oder weiteren Sinn bekannt ist. Er betont, der Mensch müsse zittern, diese natürliche Nacht künstlich zu erhellen, weil diese Untergründe nur so lange fruchtbar und tragend bleiben, als sie in Nacht getaucht sind; das Licht des Bewußtseins erhelle sie nicht nur, sondern töte sie zugleich. In diesem Sinn fährt Arndt fort: „Gerade in dieser Nacht, so er ein gemütvoller Mensch ist, wandelt er am hellsten und sichersten, so lange er die Worte und Gedanken als die Kobolde und Irrwische scheut, welche sie ihm zum Unheil und zur Verwirrung machen können“ (71/72).

Die Worte und Gedanken also werden als „Kobolde und Irrwische“ bezeichnet, die das Leben zerstören oder verwirren, indem sie es in die Helle des Bewußtseins zu ziehen versuchen. Das hat bei Arndt einen sehr tiefen Sinn, denn es ist nicht nur die allgemeine irrationalistische These von der Lebensfeindlichkeit des Gedankens⁵, es steckt dahinter zugleich die bestimmtere Anschauung: nämlich daß das Leben des Menschen nur so lange gesund ist, als es unbefangen gewissermaßen von sich weg lebt, ganz in dem Ding aufgeht, das er treibt, und daß damit umgekehrt die Rückwendung auf sich selber, das Grübeln über das eigne Wesen die eigentliche Quelle der Verderbnis ist. Darum sieht Arndt im reflektierenden Gedanken den eigentlichen Ursprung der „Sünde“. In diesem Sinne legt er den Mythos vom Sündenfall aus: „Sobald Adam auf sich merkte und sich ansah, war er ein Sünder und brachte die Sünde auf die Welt“ (51), in diesem Sinne ist ihm der Gedanke „ein leidiger Teufel“, der sich ins Paradies einschlich (67).

Das bedeutet, daß nach Arndt das Wirken des Instinkts, des Triebes im Dunkel der Nacht verbleiben soll, und daß in diesem Dunkel die entscheidenden Dinge des menschlichen Lebens geschehen: „In solcher Nacht stehen die Götter und die göttlichen Dinge in freundlicher Sichtbarkeit vor ihm; wer sie bei Tage sehen will, den strafen sie nach dem alten Glauben kindlicher Zeiten mit Verrückung oder Blindheit“ (72).

Den Vorrang also hat die Nacht und das Geheimnis, und allein in ihr erschauen wir Menschen die letzten Dinge des Daseins. Und dennoch lebt der Mensch nicht in der Nacht allein, sondern

⁵ Vgl. etwa meine Darstellung: Der goldne Topf und die Naturphilosophie der Romantik, Die Sammlung, 6. Jahrg. 4. Heft, 1951.

ist durch die Polarität von Nacht *und* Tag bestimmt: Er muß aus dem Unbewußten in die *Klarheit des bewußten Lebens* aufsteigen. In diesem Sinn heißt es bei Arndt: „Durch Nacht und Tag wandelt unser Leben.“ Der Mensch ist für ihn „die Mischung aus Nacht und Tag“ (72). Der Mensch lebt in der *Spannung* zwischen beiden Polen, und Arndt war Mann genug, auch die Klarheit des Gedankens und die Festigkeit des Willens nicht zu unterschätzen. Nur darf man um der Helligkeit des Tages willen die Nacht nicht vergessen, in deren Geheimnis die letzten Dinge beschlossen sind. Und man wird, Arndt fortführend, hinzufügen müssen: die Deutlichkeit des Wissens und die Festigkeit des Willens geht immer nur in Richtung auf das Werk, ist also vom Menschen fortgerichtet, so daß er selbst im Dunkel bleibt. Wendet er dagegen den Strahl seines Wissens auf sich selbst zurück, so entsteht diejenige „Sünde“, von der Arndt sprach.

Aber neben Nacht und Tag tritt dann auch die Mischung, in der beides vereint ist, nämlich die *Dämmerung*. Auch sie hat ihre Stelle im menschlichen Leben. Sie hat vor allem ihre Stelle in der Entwicklung des menschlichen Lebens, das aus der Nacht zum Tage strebt, also in der Kindheit und Jugend. Und so kann Arndt dann an der soeben ausführlich betrachteten Stelle fortfahren: „Aber die Mischung aus Nacht und Tag, die Dämmerung, also nicht bloß Wechsel zwischen Nacht und Tag, sondern Halblichter und Halbschatten hat die Kindheit und Jugend“ (72).

4. Die Lebensalter

Von hier, aus dem wechselnden Verhältnis zwischen Unbewußtem und Bewußtem, ergibt sich für Arndt das Bild der menschlichen Lebensalter: „Die Kindheit ist die Blume fast ganz unter der Knospenhülle; der Knabe sprengt einige Blättchen und hat ein dämmerndes Licht; der Jüngling streift die ganze Hülle ab, aber das Licht fällt nur auf seine Außenseiten, und lange hält er vor dem lockenden Sonnenstrahl sein Inneres in süßer Verborgenheit zusammen; wann sich alle Blätter der Blume auf tun, so steht der Mann da: aber wir wissen, daß mit der sinkenden Sonne alle Blumen sich wieder zuschließen, die Jugenddämmerung kommt¹ im Alter wieder“ (72). So ist es der Gang des menschlichen Lebens, der sich vom Dunkel der Kindheit zur größten Bewußtheit im Mannesalter entfaltet, und nicht durch

Zufall greift Arndt zum Gleichnis der *Blume*, weil sich nämlich, im pflanzlichen Wachstum das Gesetz der ungestörten *organischen Entwicklung* am deutlichsten erkennbar ausspricht.

a. Das K i n d e s a l t e r

Versuchen wir, den hiermit umschriebenen Kreis im einzelnen zu verfolgen, so ist das Kind zunächst der noch geschlossenen Knospe vergleichbar. Die Kindheit ist die „erste KnospENZEIT auf der Welt“ (15). Der Säugling lebt noch ganz im Unbewußten, in der ungeteilten Einheit mit seiner Mutter, und alle Aufmerksamkeit soll zunächst darauf gerichtet sein, einen Umkreis der *Stille* zu schaffen, in dem er sich entfalten kann. „Wenige leise Worte, viele leise Schritte, viel Gesurr, und Susu, wie es von selbst surrt und klingt. Es ist, als sei man im Vorzimmer des Schlafes, wo er seine stille friedliche Wohnung hat“ (14/15). Oder an anderer Stelle: „Die Kindheit liebt die Freude und die Stille. Sie mag nicht viel gerüttelt sein“ (Fr I 7). Später tritt dann der Vater hinzu, und aus den beiden elterlichen Polen bestimmt sich dann die kindliche Welt: „Das kleine Leben wird jetzt zwischen zwei Extremen geführt, zwei Polen verschiedener Magneten, so beide ziehen. So läuft es seinen Weg der seligen Mitte und muß ihn laufen. Die Mutter ist seine Liebe als Liebe, der Vater seine Notwendigkeit, sein ewig Gesetz in Liebe. Durch die Verbindung dieser Gegensätze wird die Welt, so wird der Mensch“ (27).

Arndt betont, im scharfen Gegensatz zu den bis dahin vertretenen Auffassungen, die besondere Wichtigkeit der ersten fünf, sechs Lebensjahre und preist sie in seiner vollen, bildhaften Sprache: „Diese Jahre sind die Jahre der Unschuld, die Bewahrungs- und Behütungsjahre, daß kein Unheil in das Paradies und zu dem Blumen- und Vögelleben dringe“ (42). Oder derselbe Gedanke in einem Gedicht desselben Jahres: „Ich war ein Kind,
/ Wie Frühlingssäusel flogen / Die Lebenssorgen spielend um
meine Locken; / Das Gras gab weich die Blumendecke, / Der
Himmel das ungemessene Aug' – / Leben und Traum noch eins: /
Mich, wiegte in beiden / Die Wiege der Liebe.“⁶

⁶ Arndts Werke, herausgeg. v. A. Leffson, Bd. I, S. 26.

b. Das Knabenalter

Das Knabenalter (etwa vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahr) ist nach der Ruhe der frühen Kindheit dann „die Zeit der größten Erregbarkeit und Beweglichkeit des jungen Menschen“ (42), die Zeit der gesteigerten, nach außen drängenden *Aktivität*. Drum heißt es vom Knaben: „Wenn er gesund ist, so haßt er alles, was der Stille und Ruhe nur von ferne ähnlich steht“ (42). Er tritt aus dem gehegten Bereich des Hauses und sucht sein Abenteuer: „Der wilde und üppige Lebenstrieb verschmäht jede Schranke“ (46). Arndt rät, den „kleinen Wilden“ fahren zu lassen und nicht festzuhalten, denn trotz aller überschäumenden Wildheit ist das Knabenalter doch zugleich „das leichteste, gefahrloseste und dem Verderben am wenigsten ausgesetzte Alter“ (43), denn es lebt noch ganz in der Geborgenheit des Instinkts, noch getragen von der Einheit mit der umgebenden Natur, darum in einer Freiheit und Sorglosigkeit, wie sie kein späteres Lebensalter wieder kennt. „Der leichte und leichtsinnige Knabe fühlt sich göttlich bedürfnislos; er kennt keine Furcht und keine Hoffnung, keine Liebe und keinen Haß, kurz kein andres Leben und Streben, als unmittelbares Leben und Streben, welches die Natur ihm einpflanzte“ (45). Auch hier sei die Kennzeichnung in dem schon einmal herangezogenen Gedicht hinzugefügt, weil hier die Doppelheit, die Erfahrung des Übergewaltigen in der Natur und doch die Geborgenheit in ihr zum überzeugenden Ausdruck kommt: „Ein Knabe ward ich. / Oft unter den Hain der Eichen / Nahm mich mein Vater unter die heiligen Lauben; / Legte hinter die Garben des Feldes / Oft des Müden Ohr *an* des Meeres Sausen. / Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln, / Weinte ob des Meeres Sausen, / Drückte vor dem Donner des Himmels / Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büsche. / Doch blühten mir Blumen, / Mir sangen die Lüfte, die Vögel, / Warm schien die Sonne, der Fruchtbaum golden, / Sanft trug das Meer oft des Schaukelnden Kahn.“

Wenn man allgemein die Erzieher danach unterscheiden kann, welchem Lebensalter des Menschen sie am meisten zugeneigt sind, so ist es bei Arndt, trotz der begeisternd schönen Worte, die er von der Kindheit zu sagen weiß, doch im vollsten Sinne erst eigentlich das Knabenalter mit der in ihm durchbrechenden Lebenskraft. Es ist für ihn „der begrenzten Menschennatur wirkliches *Götterleben auf Erden*“ (45). Es ist „Fülle des Lebens-

geföhls, Sorgenlosigkeit, Freiheit von Leidenschaften, Freiheit von bestimmter Liebe, kurz Leben als Leben“ (46). Und Arndt betont: „Die Menschheit erscheine nie göttlicher im Leben, als im Knabenalter, wo sie ohne Abhängigkeit, ohne Bestimmtheit bloß lebt. Es ist dies ein höherer Zustand, auf den höchsten göttlichen hinweisend, wo man sagen kann mit Epikur: alles ist indifferent, weder schlecht noch gut, die Götter sind, was sie bind“ (47).

c. Das Jünglingsalter

Mit dem Jünglingsalter endlich, das etwa auf die folgenden sieben Jahre anzusehen ist, tritt der heranwachsende Mensch „aus der Puppe des Nichtbewußtseins“ heraus (146). *Begriff* und *Gedanken* dürfen, ja sollen ihm nahen. Aber selbst hier noch nicht in der nackten Abstraktheit, wie sie sonst in den Schulen herrscht, sondern zugleich durch die Kräfte der Dichtung belebt und mit der ursprünglichen Lebendigkeit des Lebens verknüpft. In diesem Sinne wird hier betont: „In tiefer Poesie soll der Gedanke als ein blumenbekränzeter Jüngling, als der stolze Choregos der mündigen Menschheit die blühende Welt zeigen. Der Jüngling ist aus der Puppe des Nichtbewußtseins heraus, aber sein Bewußtsein soll nie die nackte Klarheit erhalten, womit unsre Denker und Grübler oft so eitel als arm prahlen – jene Klarheit, die alles armselig, einzeln, entseelt und tot zeigt, wobei das Herz verarmt und der Kopf leer ist. Weil das Leben und die Kraft und Haltung des Menschen im Leben uns das Größte ist, weil wir für dieses Leben alles tun wollen, so müssen wir die Welt lebendig erhalten, daß der Mensch darin lebendig und frisch sei und bleibe, auch noch bei grauem Haare“ (146).

Hier erst tritt nach dem Lebensalter des Spiels die eigentliche *Arbeit* an den Menschen heran, aber auch die Arbeit soll „nicht als Arbeit, sondern als Lust“ geföhlt werden. „Das Herrliche, worin diese Arbeiten ihn halten und üben, wird ihn keine Pein der Arbeit fühlen lassen; im stetigen, gleichmäßigen Wechsel, wie künftig des Mannes Leben sein sollte, wird ihm nie Überdruß kommen“ (147). Der Jüngling erst gewinnt nach dem noch ganz naturgebundenen Dasein des Knaben Verständnis für „des Schicksals herrliche Gewalt auf Erden“. Darum bekommt auch der

Mensch erst in diesem Lebensalter ein Verhältnis zu der *Geschichte*.

Im ganzen aber fällt auf, wie sehr Arndt aus seinem kraftvollen und freien Lebensgefühl heraus auch das Jünglingsalter noch an die Kindheit heranrückt und so den Menschen erst spät, nach langer und glücklicher Jugend zur Reife kommen läßt. Das ist der Grundton, der auch aus dem angeführten Gedicht spricht: „Ich ward ein Jüngling ... Schimmernd floß mir des Lebens Wolke / Um die schuldlosen Locken noch; / Wie prophetischer Raben Silberklang / Aus einsamer Luft / Umklängen mich Töne der Zukunft. / Ich lebt', und war glücklich.“

d. Das Mannesalter

Erst das Mannesalter bringt dann die volle Entfaltung der Tagessseite des Lebens, „wann sich alle Blätter der Blume auftun“. Aber mit dem Gedanken entsteht notwendig zugleich die Sünde und mit den ernsthaften Kämpfen des Daseins zugleich die *Schuld*: „Ich ward ein Mann. / Die himmlischen Götter all» / Die spielenden all, in ernster Gestalt / Stehen sie da: ... zum höllischen Webstuhl / Sah ich hinunter ins Dunkel der Parzen: / Sie saßen und webten im schrecklichen Schweigen. / Und des Blutes geflügelte / Rächerinnen, die Eumeniden, / Standen umher, die grinsende Alte / Flocht verworrene Knoten der Schuld.“

Aber wiederum wendet sich der Gedanke ins Tröstliche, denn die Erfahrung der *Liebe* gibt dem Mann die verlorengegangene Einheit wieder. Es ist eine tiefe Vorstellung, wie sie neuerdings von Scheler erneuert ist⁷: daß die Liebe überhaupt zum Organ wird, das dem Menschen den Zugang zu einer letzten Tiefe der Welt und des Lebens aufschließt. Das wird auch von Arndt hier sehr klar und überzeugend ausgesprochen: „Auch dem Manne wird erst durch die Liebe der höchste Genuß und das klarste Verständnis des Lebens. Dieser Schlüssel zu seinem Herzen schließt ihm auch das All der Dinge auf. In der süßen Sympathie mit allen Wesen umfaßt er die Herrlichkeit der Natur, die Seligkeit der Freundschaft, umfaßt er alles Edle und Schöne mit reinerem Sinn“ (195).

Darum vollendet sich für Arndt die Entwicklung des Mannes

⁷ Max Scheler, *Wesen und Formen der Sympathie*, 5. Aufl. 1948.

erst in der Begegnung der Liebe und in der Gründung einer *Familie*. „Hektor, der Vaterlandsretter, wird uns erst der erste Mensch der Ilias, nachdem er mit seinem Knaben gespielt und sein Weib getröstet hat“ (195). Oder um noch einmal die Darstellung im Gedicht mit heranzuziehn: „Da nahm die Liebe den Mann / Freundlich an die milde Brust ... Gab dem Himmel den Glanz / Wieder, den Blumen den Duft – / Und die Sünde ging unter in Liebe.“

e. Das Greisenalter

Aber auch mit dem Mannesalter ist die menschliche Entwicklung noch nicht vollendet. Es folgt als selbständige Stufe das Greisenalter, und es ist eine besondere Leistung Arnnds, daß er mit dem Verständnis für das nicht vom Erwachsenen her, sondern aus der eignen Mitte zu gewinnende Verständnis für das Eigenwesen des Kindes zugleich auch die eigne Bedeutung des Greisenalters erkannt hat, das ebenfalls nicht einfach eine Abnahme der Kräfte bedeutet, sondern eine eigne ganz neue Stufe in der Entwicklung des Menschenlebens. Tief und zugleich typisch romantisch ist dabei die Anschauung vom *Kreislauf* des menschlichen Lebens, das sich am Ende wieder zum Anfang hinabneigt und sich im Alter so wieder der Lebensform des Kindes annähert. So hieß es schon an der angeführten Stelle, „daß mit der sinkenden Sonne alle Blumen sich wieder zuschließen, die Jugenddämmerung kommt mit dem Alter wieder“ (72).

Aus dieser Wesensnähe des Greises zur Kindheit stammt die Innigkeit des großelterlichen Bezugs zu den Enkeln, von dem Arndt in so tiefen Worten zu sprechen weiß, wenn er von der Erneuerung des elterlichen Lebens in den Kindern ausgehend den Gedanken fortführt: „So führen sie euch durch die Jahre der Kraft in die stillen Jahre der *zweiten Kindheit*, wo die reife Frucht sich zum Grabe beugt, und mit den Enkeln beginnt ihr wieder zu spielen und zu träumen, wie ihr anfinget, als eure Wiege noch vor dem mütterlichen Bette knarrte. So wird der Lebenszyklus mit Anmut geschlossen, und die Hoffnung mit ihren sanften Händen zieht endlich die beiden Spitzen des Anfangs und Endes zusammen“ (41). An das ergreifende Bild, das *Jean Paul* in seinem „Leben Fibels“ (1811) in den abschließenden Partien von der weltentrückten Heiterkeit dieses „Greis-Kindes“ entwickelt, sei nur noch im Ausblick erinnert: „Die

Welt wich zurück; der Himmel sank herab.“ „Kein Stern geht da unter, keiner auf, der ganze Himmel steht und blinkt, und der Polarstern der zweiten Welt schimmert unverrückt gerade über dem Haupte.“⁸

5. Die Polarität der Geschlechter

Abschließend sei noch kurz auf die Deutung des Geschlechterverhältnisses hingewiesen, wie sie sich aus diesem Menschenbild ergibt. Auch zur Deutung dieses Verhältnisses dient der romantische Grundgedanke der *Polarität*; das allgemeine Grundschema, wie es uns schon in dem Verhältnis von Nacht und Tag begegnet war, wiederholt sich hier in dem Verhältnis der Geschlechter, ja es wiederholt sich nicht eigentlich, es ist dasselbe, es ist mir eine andre Spiegelung einer und derselben Grundpolarität, die als eine einheitliche Grundstruktur die gesamte Wirklichkeit durchzieht. Das bedeutet: das Männliche und das Weibliche werden als ein spannungshafter Gegensatz gesehen, in den zwei entgegengesetzte im Menschen angelegte Möglichkeiten auseinandertreten müssen, um sich in der Entgegensetzung zur größtmöglichen Reinheit zu verwirklichen, und die dann doch wieder, wechselseitig einander ergänzend und aufeinander bezogen, zur Vereinigung in einer höheren Einheit hindrängen.

Hiermit nimmt Arndt einen Gedanken auf, der allgemein im Denken der Romantik angelegt war. So hatte schon *Schelling* in seinem „Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ (1799) darauf hingewiesen, daß „kein ursprüngliches Phänomen der Natur ohne jene Dualität“ sei⁹. So hatte insbesondere *Görres* dann die Polarität der Geschlechtscharaktere zum Leitfaden gemacht, an dem er die großartige Konzeption seines Natur- und Geschichtsbilds entwickelte, insbesondere in seinem im selben Jahr erschienenen Buch über „Glauben und Wissen“ (1805) hat er den Aufbau der Schöpfungsordnung von der Entstehung der Welt bis hinein in die Entfaltung der geistigen Leistungen der Menschheit in Wissenschaft, Kunst und Religion aus der Polarität des männlichen und des weiblichen Prinzips zu begreifen versucht. Ich gebe zur Verdeutlichung nur die eine, ziemlich

⁸ 2. und 3. Nachkapitel.

⁹ Werke, herausgeg. v. M. Schröter, Bd. II, S. 288 (Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, §6).

willkürlich herausgegriffene Stelle, die das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst aus diesem Gegensatz zu begreifen sucht: „Die Wissenschaft wie die Vernunft ist daher von der Natur des *Männlichen*. Dies Hellte, klare Schauen in die Umgebung hinein, dieser freie Geisterblick, der die Gegenstände durch sein Sehen selbst beleuchtet, diese schrankenlose Tätigkeit, die immerfort die Weite sucht und ihren Glanz in alle Tiefen sendet, und das Reich der alten Nacht erhellt; dieser hohe Flug, der nur von sich selbst getragen über den Welten, wie der Adler, über den Alpengipfeln in der Leere schwebt und dort in der Einsamkeit und der tiefsten verschwiegenen Stille die ernste Wahrheit sucht; das ist das innerste Wesen und der Grund und die Beschaffenheit des Männlichen ... Die Kunst wie die Einbildungskraft ist hingegen von der Natur des *Weiblichen*. Denn die Liebe ist das innerste Geheimnis der Weiblichkeit, verborgen in ihrer Mitte ruht der Schwerpunkt der Geisterwelt, und alle ihre Elemente bindet dieser Punkt mit stiller Neigung aneinander, und lenkt sie mit unwiderstehlichem Zug in seine unergründliche Tiefe hin. Und die Liebe bedarf der Wahrheit nicht ... und das Gefühl bedarf der Ferne nicht . . . Und auch nicht das Licht des Tages tut dem Gemüte gut, denn im Dunkel wacht die Liebe ...“¹⁰

In diesem Zusammenhang steht dann auch Arndt, nur daß seinem Denken die kosmologischen Spekulationen ferner lagen und er diese Vorstellungen nur im anthropologischen Bereich übernahm, als Deutung des menschlichen Geschlechterverhältnisses. So war uns der Gedanke schon in der Polarität der Eltern beim Aufbau der kindlichen Welt entgegengetreten. Die Eltern sind für das Kind die „zwei Pole verschiedener Magneten, so beide ziehen“ (27). „Die Mutter ist ihm das Bild des unendlichen Seins, der Vater des unendlichen Wirkens“ (28). Und so wiederholt sich der Gedanke dann in immer neuen Umschreibungen bei der Darstellung des Geschlechterverhältnisses: „Der Mann ist das Symbol des Schaffenden und Zerstörenden, das Weib das Symbol des Gebärenden und Erhaltenden. Man könnte im Sinne der Alten auch sagen: der Mann ist der Gott, das Weib die Materie“ (191). „Der Mann ist da« Tätige und das Bestimmende, das Weib das Leidende und das Empfindende.

¹⁰ Joseph Görres, „Werke, Bd. III, S. 43/44. Die Rechtschreibung wurde dem heutigen Gebrauch angeglichen. Die Sperrungen sind, wie hier immer, Hervorhebungen für den gegenwärtigen Zusammenhang.

Der Mann ist der Wind, das Weib das Meer“ (191, vgl. 193, 206/07). „Will man Mann und Weib mit den lebendigen Dingen der Erde vergleichen, so fällt der Mann mehr mit den Tiergeschlechtern, das Weib mehr mit den Pflanzengeschlechtern zusammen“ (Fr III 86), und so fort in immer neuen Wendungen, „Arndt bemerkt selber: „ Je öfter wir die Überschriften ändern, desto mehr Seiten werden auswärts gekehrt und beleuchtet“ (191). Die verschiedenen Wendungen sind nicht nur verschiedene Gleichnisse für ein und dasselbe Grundverhältnis, sondern tiefer gesehen Identitäten, weil es ja in diesem Denken ein einheitliches polares Seinsprinzip ist, das alle Wirklichkeit durchwaltet.

B. Der Begriff der Bildung

Aus der hiermit umrissenen Auffassung vom Menschen ergibt sich für Arndt sodann das Bild der *Erziehung*, d. h. die Vorstellung von dem, was durch erzieherische Maßnahmen vom heranwachsenden Menschen zu bewirken und welches andre Vorgehn im Unterschied dazu zu vermeiden sei. Zuvor aber sind einige vorbereitende Bemerkungen über den Titel seines pädagogischen Werks, die „Fragmente über Menschenbildung“ erforderlich.

J. Die Deutung des Worts „Bildung“

Während Fröbel noch gut zwanzig Jahre später sein grundlegendes Buch als „Die Menschenerziehung“ bezeichnet, übernimmt Arndt hier schon das neuere Wort, in dem die „deutsche Bewegung“ seit Herder und Goethe ihr neues Menschenideal ausgesprochen hatte und das dann für die ganze geistige Überlieferung des 19. Jahrhunderts bestimmend geworden ist, das Wort „Bildung“. Allein darin, daß Arndt unterscheidend dann doch wieder von „Menschenbildung“ spricht, seinen Gegenstand also von andern möglichen Bildungsvorgängen abhebt, kommt zum Ausdruck, wie wenig selbstverständlich ihm — und seiner Zeit überhaupt — damals noch der neue Bildungsbegriff war.¹¹

¹¹ Es ist vielleicht schon bezeichnend, daß in Campes 1801 erschienenen „Wörterbuch der Verdeutschung“ das Wort Bildung nur einmal vorkommt, nämlich als Übersetzungsvorschlag für den geologischen Begriff der Formation.

Aber wenn Arndt hier den neuen pädagogischen Grundbegriff im Titel seines Werks und weitgehend dann auch in der Durchführung übernimmt, so ist es dabei doch höchst bedeutsam, daß er ihn nicht in dem Sinn aufnimmt, wie er von Herder und Goethe und weiterhin dann von Humboldt geprägt war, nämlich als Ausdruck eines eigentümlich organischen Denkens, sondern in einer höchst eigenwilligen Auslegung dieses Worts auf den *älteren Sprachgebrauch* zurückgreift. Und das ist doppelt merkwürdig, weil grade dieser „organische“ Bildungsbegriff Herders und Goethes dem romantischen Denken in Arndt weitgehend entgegenkommen wäre. In Arndts Begriff der Bildung haben wir also eine höchst eigentümliche und sehr verwickelte Durchdringung; von alter Überlieferung und neuen Tendenzen, und weil dieser Begriff auf der andern Seite einen tragenden Grundbegriff seiner gesamten Pädagogik ausmacht, ist es notwendig, vor jeder Beschäftigung mit den einzelnen Fragen sich zunächst dieses seines pädagogischen Grundbegriffs zu vergewissern.

Dazu gehen wir am besten von der wichtigen Stelle aus, an der Arndt zu Beginn seines Werks den Begriff „bilden“ einführt: „Bilden heißt ein Bild von etwas machen“ (10), und er fährt fort, indem er dies dann sogleich auf den Menschen überträgt: „Einen Menschen bilden heißt ihn zum Bilde von irgendeinem Dinge machen“ (10). Hier müssen wir sofort innehalten, denn schon dieser Ausgangspunkt ist entscheidend für den ganzen weiteren Fortgang. Bilden als „*ein Bild von etwas machen*“, den Menschen „zum Bilde von irgendeinem Dinge machen“, bezieht das Wortverständnis von vorn herein auf die Bedeutung des Bildes im Sinne von Abbild. Darin, daß die heute geläufig gewordene Bedeutung von Bildung, die im Sinne eines organischen Sich-bildens und Sich-entfaltens hier noch gar nicht in den Blick kommt, und zwar an einer Stelle, wo es der Natur der Sache nach so nahe liegen müßte, nämlich bei der Besinnung auf die letzten Grundlagen der Erziehung, erkennt man, wie wenig selbstverständlich die uns heute selbstverständlich gewordene Bedeutung dieses Worts damals noch war. Darum ist auch die Auslegung, die Arndt diesem Wort gibt, keine eigenwillige Vergewaltigung, sondern der Rückgang auf den ursprünglichen Sprachgebrauch, wie er auch für ihn noch geläufig war und wie er seitdem erst weitgehend verlorengegangen ist.¹² So setzt er ausdrücklich mit

¹² Vgl. in Trübners Deutschem Wörterbuch, 1. Band 1933, die Artikel von Wolfgang Stammeler über „Bild“ und „bilden“ sowie die dort angegebene Literatur, dazu von pädagogischer Seite Hans Weil, die Entstehung des deutschen Bildungsprinzips, 1930.

der Besinnung auf die Grundbedeutung des „Wörtlein bilden“ ein: „Sein ursprünglicher Sinn ist schön, sein gewöhnlicher, wie ihn die törichte Gewöhnlichkeit meint, scheußlich“ (10).

Das also ist zunächst der Ansatz, den Arndt mit emphatischer Bejahung aufnimmt: „Bilden, ein herrliches Wort — ein Bild machen“ (11). Aber aus der Fortsetzung, die er diesem Gedanken dann sogleich gibt, erkennt man, daß er das Bilden zugleich noch in einem tieferen Sinn nimmt als dem eines bloßen Abbildens: „Man könnte sagen, es sei der herrliche Sinn, ihn (den Menschen) in allen Dingen zu einem Bilde zu machen, zu einem Muster von Trefflichkeit und Schönheit, wie man von einem schönen Menschen sagt: es ist ein Bild“ (10). Bild bekommt hier also die tiefere Bedeutung, wenn auch noch nicht des Urbilds, so doch des *Vorbilds*, des Musters: Bild als „Muster von Trefflichkeit und Schönheit“.

Das ist, wie gesagt, noch nicht im Sinn eines ursprünglich-schöpferischen Bildens gemeint, sondern so wie eben die Kunst in ihrer Darstellung abbildend zugleich idealisiert und die reine, in der äußeren Wirklichkeit nur unvollkommen realisierte Form heraushebt. Wie fern Arndt dabei dem heutigen Sprachgebrauch steht, der bilden als den nach innerer Gesetzmäßigkeit von innen heraus geschehenden Vorgang versteht, geht noch deutlicher aus der unmittelbaren Fortsetzung des Satzes hervor: „Aber selbst wenn man diesen herrlichen Sinn darein legte ... wie wollte man es anfangen, dies durch eine willkürliche Absicht zu erreichen?“ (10). Darin ist also deutlich enthalten, daß für ihn im „bilden“ von vorn herein eine willkürliche Absicht enthalten ist, daß „bilden“ von vorn herein – und zwar im schärfsten Gegensatz zur Herderschen und Goetheschen Auffassung – als ein äußeres „machen“ verstanden wird. „Bilden“ steht hier also im Gegensatz zur harmonisch naturhaften Entfaltung von innen heraus, es bezeichnet vielmehr demgegenüber grade die Sphäre menschlicher Willkür, der Technik im Aristotelischen Sinn, oder der „Kunst“ im ursprünglichen Sprachgebrauch, wo dieser der „Natur“ gegenübergestellt wird. Das Wort „bilden“ ist also für Arndt genau der Sphäre entnommen, gegen die er sich aus seinem ursprünglichen romantischen Lebensgefühl heraus aufs leidenschaftlichste zur Wehr gesetzt hatte.

Dieser Ausgangspunkt macht die eigentümliche Schwierigkeit aus, der sich Arndt bei dem Versuch, sich den Begriff des „Bildens“ in einer ihm gemäßigten Weise anzueignen, gegenüberfand. Von hier her müssen wir verstehen, wie Arndt diese ihm zunächst fremde Bedeutung von Bilden als „ein Bild von etwas machen“ in seinem Sinne genauer entwickelt: „Bilden, ein herrliches Wort — ein Bild machen. Es wäre göttlich, wenn man dies könnte durch Künstlichkeit (!), wenn man Schritt vor Schritt, wie der Künstler vor seinem Blocke, von Jahr zu Jahr vorwärts gehen könnte, bis das Werk in seiner herrlichen Vollendung da stünde“ (11). Den Menschen bilden, das heißt also immer, ihn zum Bild von etwas machen, es heißt nie im späteren Sinn, das aus ihm bilden, was von innen her zur Entfaltung kommen will. Weil aber, wie sich sogleich noch ausdrücklich zeigen wird, dieser letzte Gedanke, schon aus den allgemeinen romantischen Voraussetzungen heraus, in Arndt dennoch zum Durchbruch drangt, ohne daß er imstande gewesen wäre, diese Sache mit den aus dem späteren Sprachgebrauch heraus sich als angemessen anbietenden Worte „bilden“ zu bezeichnen, entstehen bei ihm eigentümliche Überschneidungen zwischen der gemeinten Sache und der benutzten Terminologie, die das genaue Verständnis erschweren.

2. Der Mensch als Bild der Welt

Wenn aber „bilden“ bei Arndt immer bedeutet: den Menschen zum Bilde von etwas machen, dann ergibt sich notwendig die Frage: welches ist denn dieses Vorbild, zu dessen möglichst vollkommener Nachbildung der Mensch gestaltet werden soll? Die Antwort, die Arndt darauf gibt, kommt zunächst überraschend, denn sie gibt kein spezifisch menschliches Idealbild an, keine Vorstellung eines vollkommenen Menschen, zu dessen Bilde dann der heranwachsende Mensch geformt werden soll, sondern sie greift, über diese, immer nur relative Lösung weit hinausgehend, das Problem sogleich, in seiner grundsätzlichen anthropologischen Gestalt auf: Nicht den Menschen nach dem Bilde eines andern, ihn immer doch nur gradweise überlegenen vollkommeneren Menschen zu formen, sondern sogleich auf die Welt im ganzen bezogen: „Bilden, den Menschen zum Bilde der Welt machen – welcher größere Gedanke stieg je in einer sterblichen Brust auf?“ (11). Der Mensch wird also als das *Bild der Welt* aufgefaßt, oder

wie es an anderer Stelle heißt; als „Bild, worin seine Welt, sich hell spiegele; denn jedes Menschenbild hat seine eigene engere und weitere Welt“ (11), und es fragt sich, wie dies gemeint ist.

Wenn wir die Stelle etwas genauer betrachten, scheint die Antwort zunächst sehr einfach. Arndt geht davon aus, der Mensch finde in sich von Hause aus zwar noch kein fertiges Bild, sondern nur ein „Bildchen“ vor, „dies glatte Täfelchen ohne Gegenstände“. Das ist also die aus dem englischen Empirismus herkommende Vorstellung von der Seele als der *tabula rasa*, in die dann mit Hilfe der Sinnesorgane die Bilder eingezeichnet werden. So spricht Arndt davon, daß dies „Bildchen“ „allmählich die Dinge aufnehmen und in sich spiegeln“ soll. Die Seele ist also in dieser Auffassung zunächst eine unbeschriebene Tafel, in die sich dann die Dinge der Welt einzeichnen, und sie wird zum Bild der Welt, in dem empiristischen Sinn, daß die Seele in dem Medium ihrer Vorstellungen die ganze Welt in sich abspiegelt. So scheint es zunächst auch Arndt zu verstehen: „Sich bilden lassen soll man den jungen Menschen, alle Züge der schönen Welt sich frisch in die weiche Tafel einzeichnen lassen, so soll das lustige Reich der Bilder, so das Bild der Bilder, das Leben, in ihm und vor ihm auf- und untergehen“ (11). Von diesem Verständnis her nimmt Arndt dann seine zusammenfassende Definition der Bildung: „Dies wollen wir Bildung nennen“ (11).

3. *Der Mensch als Mikrokosmos*

Die Bildung in diesem Sinn ist also immer auf das Bild bezogen, und das Bild im Sinne von Abbild einer Welt wird gleichbedeutend mit dem *Spiegel*. In diesem Sinne werden dann durch das ganze Werk hindurch diese beiden Gedanken als gleichbedeutend immer wiederholt: der Mensch als das Bild, der Mensch als der Spiegel der Welt: ein Bild, „worin die ganze Welt hell erschienen wäre in Wahrheit“ (4), und davon wird dann zugleich der Gegenbegriff abgehoben: die Trübung dieses reinen Spiegelungsverhältnisses, die Arndt im Zusammenhang mit seiner scharfen Gegnerschaft gegen die Aufklärung in der Störung der sinnlich-gefühlsmäßigen Unmittelbarkeit durch den Gedanken sieht. Es ist dieses für ihn „eine magische Verdunkelung oder eine teuflische Höllenerleuchtung (welche) wechselsweise alles entstellt, was in dieses Spiegels Fläche fallen konnte“

(4). In diesem Zusammenhang steht dann der markante Satz, mit dem Arndt seine Darstellung beginnt und in dem seine ganze Auffassung vom Menschen zusammengefaßt ist: „Ein Mikrokosmos ist der Mensch, ein Bild aller Bilder, eine Gestalt aller Gestalten, ein großer Spiegel, der den Inhalt vieler kleinen Spiegel in sich versammeln soll“ (5).

Allein wenn sich diese Aussprüche auf den ersten Blick hin glatt zusammenzufügen scheinen, so zeigt sich bei genauerer Betrachtung doch sehr bald, daß mit dem Spiegeln hier noch etwas anderes gemeint sein muß als das Abspiegeln der Außenwelt in der Vorstellung, wo Spiegeln also im sensualistischen Sinn gleichbedeutend mit Erkennen wäre. Der Mensch soll als großer Spiegel den Inhalt vieler kleiner Spiegel in sich versammeln, das bedeutet, daß nicht nur der Mensch als ein vorstellendes Wesen, sondern jedes andere Wesen der Welt auch als Spiegel bezeichnet wird. Da muß spiegeln also etwas anderes bedeuten als erkennend abbilden, und wenn von da her kommend der Mensch als „das Bild der Bilder“ (6) und als großer Spiegel der Spiegel bezeichnet wird, dann muß auch hier das Abbilden und Spiegeln im Menschen etwas anderes bedeuten als ein einfaches bewußtseinsmäßiges Abbilden der Dinge. Es muß vielmehr in demselben Sinn ein Abbilden der Dinge sein, wie diese Dinge ihrerseits schon einmal Abbild sind. Und es fragt sich zunächst: wovon und in welchem Sinn sind die Dinge Abbild?

Die Antwort ist mit dem ersten Begriff des zuletzt angeführten Satzes gegeben: Der Mensch ist ein *Mikrokosmos*. Dieser Gedanke ist hier also leitend, und er gilt nicht nur für den Menschen, sondern zuvor auch schon für die Dinge selbst. Die Dinge sind Bilder, insofern jedes Ding ein Mikrokosmos ist, der den Mikrokosmos in sich abbildet, ein Spiegel, in dem das Ganze der Welt sich widerspiegelt. Wir sehen damit also den großen geistesgeschichtlichen Zusammenhang, in dem der Bildungsbegriff bei Arndt steht und von dem her er allein verstanden werden kann: Es ist die pantheistische Konzeption der Leibnizschen Monadenlehre. Leibniz hatte gelehrt: jede Monade ist ein lebendiger Spiegel des Universums, d. h. jede Monade enthält in einer individuellen Weise das ganze Universum in sich und steht darum zugleich in einer ursprünglichen Verwandtschaft zu jeder andern Monade, die ja auch ihrerseits wieder dasselbe Universum abspiegelt. Diese Auffassungen durchdringen bekanntlich überall die geistige Welt des Neuhumanismus und bestimmen dessen

charakteristische Deutung der menschlichen Individualität, wie sie in W. v. Humboldt dann zu ihrer abschließenden begrifflichen Ausprägung gekommen ist: die Individualität als eine einmalige Ausprägung der Totalität der menschlichen Möglichkeiten.

In dieser selben Tradition steht jetzt auch Arndt, aber ohne Zusammenhang mit der Art und Weise, wie diese sonst bei seinen Zeitgenossen fortgebildet war, sondern im selbständigen unmittelbaren Rückgang auf deren Voraussetzungen, wenn auch für ihn nicht nur jeder Mensch, sondern allgemein jedes Ding Bild und Spiegel des Universums ist. In einer im selben Jahr erschienenen kleineren Schrift „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache“ (1805) kommt die ganze Begeisterung, mit der ihn diese Vorstellung von der großen, alles umfassenden Weltenharmonie erfüllte, zu ihrem reinen Ausdruck, wenn er schreibt: „Ohne die heilige Mystik des Herzens entweihen zu wollen, die nie über die Lippen schallen sollte, Welch ein inniges und geheimes Band, Welch ein orpheischer Zusammenklang aller Dinge! Welch eine ewig notwendige gleiche Schöpfung und Abbildung aller Dinge durcheinander, so wie sie nebeneinander gestellt sind! Eine ewige Abspiegelung alles Lebens in allem Leben, ein leises Saitenspiel und Seelenspiel des unendlichen Makrokosmos.“

So ist die Bezeichnung des Menschen als „Bild der Bilder“ nicht als eine poetische Wendung zu verstehen, nicht als ein Superlativ in dem Sinn, daß der Mensch das vollkommenste unter den Bildern sei, sondern durchaus wörtlich: Der Mensch ist ein „Bild der Bilder“ und ein großer Spiegel, insofern er nicht nur direkt das ganze Universum in sich spiegelt, sondern insofern er als ein erkennendes Wesen auch die Dinge ihrerseits als Spiegelungen der Welt auffaßt und insofern die Spiegel in sich noch einmal spiegelt. In diesem *zweiten Spiegeln* kehrt allerdings das wieder, was wir bisher als die empiristische Deutung zurückgewiesen hatten, aber es gewinnt jetzt eine präzisere Bedeutung: In der Erkenntnis wiederholt der Mensch noch *einmal* den Vorgang der Spiegelung, und daß der Mensch zum Bilde der Welt wird, das hat jetzt diese reiche Bedeutung- Dies Gesamtheit der möglichen Spiegelungen der Welt wird im Mäuschen noch einmal gespiegelt. In jedem einzelnen Wesen erkennt der Mensch die ganze Welt, aber in der Welt als der Gesamtheit aller dieser einzelnen Wesen erkennt der Mensch die Vielzahl aller überhaupt möglichen Spiegelungen, d. h. aller besonderen

Ausprägungen und Blickpunkte, deren dieses Universum überhaupt fähig ist. Der Reichtum des Universums legt sich also zunächst in die Vielzahl der individuellen Spiegelungen auseinander, um dann im Menschen als dem „großen Spiegel“ noch einmal wieder zusammengenommen zu werden. Es ist also ein zweifacher Gang, und erst von ihm her versteht man voll, was es heißt, daß der Mensch als „ein großer Spiegel den Inhalt vieler kleiner Spiegel in sich versammeln soll“, erst jetzt versteht man den genauen Sinn vom Menschen als dem „*Bild der Bilder*“.

Und doch ist dieser Hinweis auf Leibniz nur im Sinn einer ersten Verdeutlichung zu nehmen, denn bei Leibniz haben die Monaden bekanntlich keine Fenster, d. h. die einzelnen Monaden haben nur den unmittelbaren Bezug zum Universum, stehen aber untereinander nicht in Wechselwirkung. Bei Arndt dagegen macht dies erst den ganzen Reichtum des Lebens aus, daß zwischen allen einzelnen Wesenheiten der Welt ein solches Verhältnis beständiger lebendiger Wechselwirkung besteht und daß sich in dieser erst das selber als lebendig gedachte Universum entfaltet. So spricht er von einem „*ewigen Gegenspiegeln*“, so sprach er schon an der soeben angeführten Stelle aus der andern Schrift von einer „*ewigen Abspiegelung alles Lebens in allem Leben*“, so spricht er ganz allgemein einmal von einem „*Bilderleben in und außer dem Menschen*“ (11): In diesem Vorgang lebendiger Spiegelung vollzieht sich das Leben. Das Leben ist als solches ein Leben in Bildern.

Am deutlichsten wird das an einer andern Stelle, wo vom Verhältnis des heranwachsenden Menschen zur umgebenden Kultur die Rede ist und wo es heißt: „Wie es zueinander steht, wie der Mensch die Natur bildet und von allen Naturdingen wieder seine Bildung erhält, kurz wie alle Bilder der Dinge im ewigen Gegenspiegeln einander etwas abgeben und aus dem edelsten Bilde, dem Menschen, endlich ein volles Weltbild gespiegelt wird, das wage ich nicht auszusprechen“ (34), das ist für Arndt das letzte mystische Geheimnis, aber unausgesprochen ist es zugleich die letzte Grundüberzeugung, die für ihn seiner gesamten Auffassung vom Menschen und von der Natur zugrunde liegt. Der Mensch wird zum Bild der Welt, indem er den ganzen Inhalt der Welt in sich hineinnimmt, und er wird zugleich zum „edelsten Bilde“, indem sich dieser Vorgang in ihm zur Durchsichtigkeit und Klarheit des Bewußtseins erhebt.

In diesem Zusammenhang ergibt sich dann für Arndt seine

abschließende Definition der Bildung. Als „*Bildung*“, ohne näheren Zusatz, versteht Arndt das „Naturverfahren“, durch das sich, auch ohne bewußtes Zutun, im Menschen ein Bild der Welt ausbildet und der Mensch selber durch die Ausbildung dieses Bildes geformt wird: „Sich bilden lassen soll man den jungen Menschen, alle Züge der schönen Welt sich frisch in die weiche Tafel einzeichnen lassen; so soll das lustige Reich der Bilder, so das Bild der Bilder, das Leben, in ihm und vor ihm auf- und untergehen. Dies wollen wir Bildung nennen“ (11). Die Bildung ist also, im Unterschied zum sonstigen Sprachgebrauch der deutschen Klassik, nicht die erzieherisch gestaltende Arbeit des Menschen an sich und an andern, sondern der Einfluß von außen her, der auch ohne sein Zutun an ihm geschieht. Und von dieser „Bildung“ im allgemeinen Sinn hebt er dann, als etwas davon Verschiedenes, die „*Menschenbildung*“ im besonderen Sinn ab, nämlich als den erzieherischen Vorgang, der vom Menschen am Menschen geschieht.

4. *Der negative Charakter der Menschenbildung*

In diesem Zusammenhang definiert Arndt die „Menschenbildung“ durch den Bezug auf das ursprüngliche „Naturverfahren“ der Bildung, durch welches sich im Menschen die Welt wieder spiegelt. Er sagt: „Die Nichtstörung dieses einfältigen Naturverfahrens heißt uns Menschenbildung im höchsten Sinn“ (11) oder noch einmal: „Menschenbildung, Nichtstörung der Entwicklung und Klarmachung des Bilderlebens in und außer dem Menschen“ (11). Die Menschenbildung, jetzt als das ausdrückliche erzieherische Vorgehen, ist also bezogen auf denjenigen natürlichen Vorgang, durch den sich im Menschen die Welt spiegelt.

Das Bedeutsame an dieser Definition ist der Begriff der „*Nichtstörung*“, und in ihm fassen wir am reinsten (wenn auch zum Teil verdeckt durch Arndts eigentümlichen Bildungsbegriff) den romantischen Grundcharakter seiner Erziehung. Die erzieherische Einwirkung soll danach, wenigstens im grundsätzlichen, darauf beschränkt sein, einen Vorgang, der sich schon von sich aus vollzieht, nicht zu stören. Von hier aus ergibt sich für Arndt der entscheidende Satz: „Alle Erziehung — man verzeihe uns das Wort — müsse negativ sein“ (11). Er betont, „daß die Menschenbildung negativ sein soll und wir nur positiv scheinen“ (12), und nimmt später in den „*Briefen an Psychidion*“ diesen Gedanken

noch einmal als grundlegend auf, daß „alle Erziehung und Bildung *des* Menschen negativ sein muß“ (220). Sie müsse sich darauf beschränken, die Störungen, die die Entfaltung dieses „Bilderlebens“ behindern könnten, fernzuhalten, aber dürfe nicht ihrerseits mit einem willkürlichen eigenen „machen“ in diesen natürlichen Vorgang eingreifen.

Es ist also der Gedanke der „*negativen Erziehung*“, so wie er schon vorher von *Rousseau* in seinem „*Emile*“ entwickelt war und wie er danach dann von *Fröbel* in seiner „*Menschen-erziehung*“ genauer entfaltet ist. Es ist ein eigentümlich romantischer Gedanke, der sich notwendig ergibt, wenn das eigenmächtige „machen“ des Menschen in seinen zerstörenden Folgen erkannt ist und man statt dessen dem „organischen“ Wachstum der sich von innen heraus nach eigenem Gesetz entfaltenden Kräfte vertraut. Was in der spielerischen Haltung von Friedrich Schlegels „*Lucinde*“ (1797) provozierend als Lob der „gottähnlichen Kunst der Faulheit“ formuliert war, diese Ablehnung einer eigenmächtig eingreifenden Aktivität, das führt in der größeren Verantwortlichkeit einer pädagogischen Haltung notwendig zu einer Pädagogik des „Wachsenlassens“, wie sie in unsern Tagen von Litt genannt ist¹³, oder in Arndts Worten zur Forderung der „Nichtstörung“, ausgehend von der Überzeugung, daß sich das im Menschen angelegte Wesen am besten von selber nach instinktiver Sicherheit entfalte und die Aufgabe der Erziehung nur immer darin bestehen könne, die schädlichen Einflüsse fernzuhalten, die das stille Wachstum der „Pflanze“ Mensch zu behindern oder gar zu vernichten drohen. So heißt es einmal in der konkreten Durchführung dieser Gedanken, ausgehend von den anthropologischen Voraussetzungen: „Weil wir den Instinkt, worauf alle Triebe ruhen, in jedem Menschen gewiß glauben, so sind wir so scheu, in das junge Leben positiv einzugreifen, so fürchten wir die jungen Triebe zu disziplinieren, als wenn wir etwas Besseres kennten und wüßten, als sie, die drinnen in der verborgenen Klause ihren Wegweiser und Hüter haben, der sie allein führen und schütten soll“ (97).

Aber bemerkenswert bleibt doch, wie die erste systematische Begründung dieser „negativen Erziehung“, wie Arndt sie mit den einleitenden Begriffsbestimmungen entwickelt, noch nicht aus dem romantischen Vorstellungen kommt, die im weiteren Fortgang sein Menschenbild bestimmen, sondern wie er hier zu-

13 Th. Litt, *Führen oder Wachsenlassen*, 2. Aufl. 1929.

gleich in einer sehr eigenwilligen persönlichen Weise auf die zum Pantheismus neigenden kosmologisch-metaphysischen Vorstellungen einer älteren Überlieferung zurückgreift, die in Arndt damit noch einmal ihre ganze Kraft beweist.

5. Folgerungen

Von diesem pädagogischen Grundprinzip einer auf „Nichtstörung“ bedachten Erziehung und von diesen allgemeinen anthropologischen Anschauungen her ist dann das Erziehungsziel wie zugleich die Auswahl der dahin führenden Mittel bedingt. Es ist im Grunde eine bloße Folgerung, und darum braucht hier der ganze große Erziehungs- und Unterrichtsgang, wie ihn Arndt auf diesen Voraussetzungen entwickelt, die Durchführung der Erziehung vom Säuglingsalter bis zur Familiengründung, die verschiedenen Seiten der sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen Erziehung, der Aufbau des Unterrichts durch die verschiedenen Stoffgebiete, nicht näher verfolgt zu werden. Nur zwei ins Prinzipielle weisende Beispiele seien angeführt, um an ihnen die Art und Richtung dieser Folgerungen zu verdeutlichen.

Das eine ist das Problem der *Verfrühung*. Arndt betont die „Gefahr allen frühen Bildens und Unterrichtens“ (Fr. III 18): Wenn sich die Entwicklung des Menschen von innen heraus nach den Gesetzen eines organischen Wachstums vollzieht und wenn das „positive“ Eingreifen des Erziehers überhaupt auf ein Mindestmaß zurückgeführt werden soll, dann ist es der schlimmste Fehler, die Entwicklung der kindlichen Leistungen j durch erzieherische Einflüsse beschleunigen zu wollen. Er sieht ein solches Streben überall in seiner Zeit, den Menschen schon in möglichst frühen Jahren zum fertigen Berufsmenschen zu machen, und es gelte als höchstes Ziel, „daß sie so jung schon so vieles können“. Arndt beobachtet dies Streben: „Die Menschen jagen sich jetzt durch jeden Zustand des Lebens, ehe er reif geworden ist“ (59), um möglichst früh die Funktion im Leben der Erwachsenen einzunehmen. Aber sie verleben damit das Gesetz jeder organischen Entwicklung, welches verlangt, daß jede einzelne Stufe, ehe man zur nächsten hinübergehen kann, in ihrem eignen Wesen ganz erfüllt wird. Darum betont Arndt: „Wer die früheren Lebenszustände nicht frisch und natürlich durchlebt hat, der tritt in die folgenden wie ein Lahmer und Blinder“ (53).

Diese verhängnisvolle Wirkung tritt auf der einen Seite bei der Verfrühung des Gefühlslebens ein. „Das gilt von allen, deren Gefühl zu früh verkehrt und gereizt ist“ (53), ein Gedanke, der dann zur selben Zeit von Jean Paul mit allem Nachdruck vertreten wird. Das gilt in derselben Weise aber auch von den wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Arndt betont, es sei unglaublich, wie außerordentlich weit man die Kinder durch Unterricht vorantreiben könne, aber er wendet sich mit allem Nachdruck gegen eine solche künstliche „Treibhauszeitigung und Wegreißung aus dem Naturleben des unschuldigen Triebes“ (62). Man zerreißt die „Fülle und Ganzheit“ der Entwicklung, indem man den jungen Menschen in bestimmten Kenntnissen auszubilden strebt, zu deren wirklicher Aneignung ihm die notwendigen Erfahrungen fehlen, und ihm nicht die Zeit zu einer ruhigen und stetigen Ausbildung einer allseitigen Lebenserfahrung läßt. „Indem man die Menschen frühe klug machen will, macht man sie auch dumm und beschränkt“ (62), denn dumm ist ein Mensch, der sein äußerlich angelerntes Wissen in seinem Leben nicht zu gebrauchen weiß. Darum muß der Erzieher vor allem *Geduld* haben und den Gang der natürlichen Entwicklung abwarten können. „Man soll dem Menschen Zeit lassen zu leben und alles Lebendige an sich bilden zu lassen“ (66). „Die Natur liebt den stillen und verborgenen Gang der Entwicklung ... Wer also mehr machen will, als sie, wer sie meistern will, ohne ihre Gebote zu kennen und zu achten, der muß notwendig Verrücktes machen“ (127).

Durch dieses Prinzip der „Nichtstörung“ einer organisch sich von innen heraus entfaltenden Entwicklung ist ebenso sehr auch allgemein das Verhältnis zur äußeren Konvention und zum äußerlich angelernten Wissen bestimmt. Arndt muß es ablehnen, die Natürlichkeit des Kindes durch eine Abrichtung nach den Regeln gesellschaftlicher Konvention zu zerstören: „Daß es eine Abgeschmacktheit aller Abgeschmacktheiten, ebenso dumm, als abscheulich ist, Kindern schon Lebensregeln, Zierlichkeiten der Konvention zu lehren, ... das brauche ich wohl kaum zu erwähnen“ (18). Selbst noch beim Eintritt ins Mannesalter wird vor der Herrschaft der Konvention als der „Ureltermutter aller Philisterei“, als dem „Drahtpuppentanz eines Marionettentheaters“ (180) gewarnt, weil die Echtheit des ursprünglichen Lebens in solch äußeren Formen verloren geht. Das den Sturm und Drang aufnehmende Grundgefühl, das Arndts eignes Leben

bestimmt, führt notwendig zugleich zu diesen pädagogischen Folgerungen und verbindet sich hier mit denen, die sich aus dem organischen Denken der Romantik ergeben.

Nicht anders ist es mit dem Verhältnis zum angelernten *Wissensstoff*. Arndt sieht, auch hierin ein erbitterter Gegner der Aufklärung, in der Ausbreitung des Wissensstoffs keinen Fortschritt, sondern eine Gefahr und preist demgegenüber die Kraft des einfachen selbstverständlichen Lebens. Darum will er beweisen, „daß das viele Lernen und Wissen es nicht tut, daß wir dadurch weder tüchtiger noch mutiger, noch besser und tugendlicher werden, als unsre Väter und Großväter weiland“ (204). Dies Wort, zunächst im besonderen Zusammenhang der weiblichen Bildung gesagt, gilt zugleich darüber hinaus von der menschlichen Bildung allgemein. Das Wissen, das nur äußerlich angelernt ist, das nicht wirklich innerlich angeeignet ist, sich in die Tat umsetzt und so den ganzen Menschen verändert, das ist nicht nur überflüssig, sondern verderblich, denn es erstickt im Menschen die Kraft des ursprünglichen Lebens. Darum bekämpft Arndt alles dieses äußerlich angeeignete Wissen: „Eitel ist, was man jetzt Wissen nennt – denn wäre es etwas, so müßte es in die Welt eingreifen“ (202).

Wenn das Wissen wirklich im Leben eine fördernde Funktion haben soll, dann muß das Wort selber im Menschen zum Leben werden, und dazu muß es sich dem Entwicklungsgang des Kindes anpassen, wie dieses erst langsam aus der „Nacht“ zum „Tage“ des hellen Bewußtseins erwacht. „Wenn also das Wort nicht Leben wird, so wird es des Buben nie Herr werden“ (69). Leben aber wird das Wort, wenigstens in der kindlichen Stufe der Entwicklung, nur im anschaulich gesättigten Raum von Fabel und Wunder. Sie müssen darum im Kindes- und im Knabenalter im Mittelpunkt des Unterrichts stehen. „Fabel und Wunder erfreuen das Kind, der Knabe ... wird durch sie allein gehalten. Fabel und Wunder sind das Lebendige in der Welt“ (70). Und aller Unterricht muß diese Gestalt annehmen. Wo dagegen der Unterricht, entgegen der ausgesprochenen Eigenart des Kindes, sich im Raum des abstrakten Denkens bewegt, da zerstört er die gesunde Entwicklung der kindlichen Seele: „Wo das Wort aus der Fabel zum Gedanken wird, da geht die Totschlägerei an, der schlimmste Kindermord von allen“ (71).